

DER
BARBIER

EIN ROMAN AUS ZWEI JAHRHUNDERTEN

GOTTFRIED KOCH

© 2026 Gottfried Koch

2. Auflage, vollständig überarbeitet

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Schwarz-Öhler, Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99203-448-2 (Softcover)
978-3-99203-284-6 (Hardcover)
978-3-99203-447-5 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Sarah und Raphael



VORWORT

Dieses Buch beginnt für mich nicht mit einer historischen Figur, sondern mit einem Menschen aus meiner eigenen Familie. Franz-Josef Koch, der Barbier dieses Romans, ist mein Urgroßvater. Sein Sohn Gottfried ist mein Großvater. Mit diesem Gottfried begann in unserer Familie eine Tradition, die bis in die Gegenwart reicht: Mein Großvater hieß Gottfried, mein Vater hieß Gottfried, ich trage diesen Namen, und auch mein Sohn Raphael trägt ihn als zweiten Vornamen: Raphael Gottfried. So stehen heute vier Gottfrieds in einer Linie, vier Generationen, verbunden durch einen Namen, der älter ist als die Erinnerung der Jüngeren und doch in jedem von uns weiterlebt.

Namen werden in Familien manchmal aus Gewohnheit weitergegeben. Manchmal aus Stolz. Manchmal, weil man einen Menschen nicht ganz verlieren möchte. Bei unserem Gottfried liegt für mich ein anderer, besonders schöner Ursprung nahe. Franz-Josefs engster Freund hieß Gottfried Muth. Die beiden gingen ein Stück ihres Lebens miteinander, arbeiteten nebeneinander, widersprachen einander, lachten miteinander und trugen Erfahrungen, die sich nicht in Kirchenbüchern eintragen lassen. Schließlich heirateten sie zwei Schwestern: Franz-Josef Barbara Rohmer, Gottfried Muth deren Schwester Magdalena. Aus einer

Freundschaft wurden zwei Familien, die auf eine eigentümliche Weise miteinander verwoben blieben.

Dass Franz-Josef seinen Sohn Gottfried nannte, erscheint mir deshalb nicht als bloßer Zufall. Beweisen kann ich das nicht. Aber für mich liegt der Gedanke nahe, dass in diesem Namen die Freundschaft zu Gottfried Muth weiterleben sollte. Vielleicht war der Name ein stilles Dankeschön. Vielleicht ein Versprechen. Vielleicht wollte Franz-Josef seinem Freund damit sagen, ohne es jemals aussprechen zu müssen: Du gehörst zu meinem Leben, und etwas von dir soll auch dann noch in meiner Familie gegenwärtig sein, wenn wir beide längst nicht mehr da sind.

Was ist eine Lebensfreundschaft? Vielleicht gerade nicht die vollkommene Übereinstimmung zweier Menschen. Franz-Josef und Gottfried Muth waren verschieden. Freundschaft zeigt ihren Wert nicht darin, dass zwei Menschen immer dasselbe denken, sondern darin, dass sie einander die Verschiedenheit zumuten. Ein wirklicher Freund ist nicht nur derjenige, der mit uns lacht. Er ist derjenige, vor dem wir uns irren dürfen. Derjenige, der bleibt, wenn unsere Gewissheiten brüchig werden. Der uns widerspricht, ohne uns zu verlassen, und der manchmal länger an uns glaubt, als wir selbst es vermögen.

Vielleicht ist das eine der stillsten Formen von Liebe. Sie verlangt keine großen Erklärungen. Sie lebt in gemeinsam gegangenen Wegen, in einem Warten am Wegrand, in einer Hand, die mit anfasst, in einem Scherz zur rechten Zeit, in einem Schweigen, das nicht leer ist. Und vielleicht liegt gerade darin etwas Tröstliches: Ein Menschenleben endet, aber die Wirkung einer Freundschaft muss nicht mit ihm enden. Sie kann in Entscheidungen weiterleben, in Familien, in Erzählungen und sogar in einem Vornamen.

Wenn ich heute meinen Großvater Gottfried, meinen Vater

Gottfried, mich selbst und meinen Sohn Raphael Gottfried in dieser Reihe sehe, dann reicht diese Linie für mich deshalb über Franz-Josef hinaus zu Gottfried Muth. Der Freund steht gewissermaßen am unsichtbaren Anfang einer Namenstradition, die vier Generationen überdauert hat. So kann Freundschaft Zeit überwinden. Nicht, weil sie den Tod besiegt, sondern weil ein Mensch im Leben eines anderen Spuren hinterlässt, die weitergetragen werden.

Schon deshalb ist »Der Barbier« für mich mehr als ein historischer Roman. Er ist der Versuch, mich einer Familiengeschichte zu nähern, deren äußere Spuren sich nur teilweise erhalten haben. Urkunden, Daten, Orte und historische Ereignisse können uns sagen, wann ein Mensch geboren wurde, wo er lebte, welchen Beruf er ausübte oder welche großen Ereignisse seine Zeit bestimmten. Sie sagen uns aber nur selten, was dieser Mensch dachte, wenn er am Abend allein war. Sie verraten nicht, wovor er sich fürchtete, wen er liebte, worauf er hoffte, wem er vertraute oder welche Zweifel er verschwieg.

Genau an dieser Grenze beginnt die literarische Freiheit dieses Buches. Die historischen Ereignisse, Orte und Zusammenhänge wurden, soweit es möglich war, recherchiert und in den geschichtlichen Rahmen ihrer Zeit gestellt. Doch Franz-Josefs Gedanken, Gespräche, Begegnungen und viele Einzelheiten seines Lebens lassen sich nicht mehr belegen. Sie sind erzählerische Annäherungen. Wo die Quellen schweigen, beginnt die Vorstellungskraft.

Das bedeutet nicht, dass ich historische Wahrheit und Fiktion gleichsetzen möchte. Im Gegenteil. Mir ist wichtig, beides voneinander zu unterscheiden. Ein Roman kann eine Lücke der Überlieferung nicht mit Gewissheit schließen. Er kann aber versuchen, sie mit menschlicher Wahrscheinlichkeit zu füllen.

Vielleicht liegt darin eine andere Form von Wahrheit: nicht die beweisbare Wahrheit eines Archivs, sondern die mögliche Wahrheit eines gelebten Lebens.

Mit einer ähnlichen Haltung habe ich bereits in meinem Buch »Mut und Hoffnung« die Lebensgeschichte meines Großvaters Gottfried erzählt. Auch dort habe ich vieles mit Fantasie ausgestaltet. Zahlreiche Szenen und historische Beschreibungen sind literarische Rekonstruktionen und nicht als dokumentarische Tatsachenbehauptungen zu verstehen. Und dennoch glaube ich, dass die inneren Welten, die Ängste, Hoffnungen, Verletzungen, Bindungen und Sehnsüchte, die darin beschrieben werden, etwas sehr Authentisches berühren. Beweisen lässt sich das nicht. Vielleicht lässt sich das Innere eines Menschen überhaupt nur selten beweisen.

Bei »Der Barbier« ist diese Spannung noch größer. Zwischen Franz-Josef und mir liegen Generationen. Ich kann ihn nicht mehr fragen, was er empfand, als der Krieg von 1870 in seine Welt trat, was er über Fortschritt und Veränderung dachte, wie er Freundschaft verstand oder welche Hoffnungen er für seine Kinder hatte. Aber ich kann versuchen, seine Zeit ernst zu nehmen. Ich kann die Orte betrachten, an denen Menschen wie er lebten, die historischen Ereignisse nachvollziehen und aus dem Wenigen, das geblieben ist, eine mögliche Lebenswelt entstehen lassen.

Deshalb sollte dieses Buch weder als Familienchronik noch als historische Dokumentation gelesen werden. Es ist ein Roman auf historischem und familiärem Grund. Wo historische Quellen vorhanden sind, bilden sie sein Gerüst. Wo familiäre Überlieferung vorhanden ist, gibt sie ihm Richtung. Wo beides endet, beginnt die Literatur.

Vielleicht ist gerade darin der tiefere Grund entstanden,

dieses Buch zu schreiben. Familiengeschichte besteht nicht nur aus dem, was wir sicher wissen. Sie besteht ebenso aus dem, was erzählt wurde, aus Namen, die weitergegeben werden, aus Freundschaften, deren Wärme Generationen überdauert, aus Erinnerungen, die sich verändern, und aus Fragen, auf die niemand mehr antworten kann.

Der Name Gottfried verbindet heute vier Generationen meiner Familie. Für mich führt dieser Name zurück zu Franz-Josef und zugleich zu seinem Freund Gottfried Muth. Das Buch versucht nicht zu behaupten: So war es. Es fragt: So könnte es gewesen sein. Und vielleicht ist dies alles, was Literatur der Vergangenheit gegenüber vermag: den Toten keine Worte in den Mund zu legen, als wären sie gewiss, sondern ihnen für einige Seiten wieder eine Stimme zu leihen und aufmerksam zu werden für das, was von ihnen bis zu uns herüberreicht.

Gottfried Koch
Oktober 2026

PERSONENVERZEICHNIS

Die Personen sind nicht alphabetisch, sondern nach ihrer Bedeutung für die Handlung und ihren Beziehungen zueinander geordnet. Die Hinweise bleiben bewusst knapp, damit sie dem Roman nichts vorwegnehmen.

IM ZENTRUM

FRANZ-JOSEF KOCH – Barbier aus Weilbach und Mittelpunkt des Romans; eigenwilliger Beobachter seiner Zeit, geprägt von Handwerk, Naturverbundenheit und einem ausgeprägten Sinn für Verantwortung.

BARBARA ROHMER – Junge Frau aus Ebersheim im Elsass; Schwester von Magdalena, Philomène und Francois. Ernst, entschlossen und von den Erfahrungen des Krieges geprägt.

GOTTFRIED MUTH – Franz-Josefs engster Freund und Weggefährte. In Koblenz geboren, arbeitet er in Bad Weilbach und begegnet Franz-Josefs Eigenheiten mit Spott, Loyalität und großer Geduld.

MAGDALENA ROHMER – Barbaras jüngere Schwester; lebhafter und unmittelbarer als Barbara, doch nicht weniger von Sorge, Verlust und Hoffnung bestimmt.

FAMILIE UND ENGSTER KREIS

MARGARETHA KOCH – Franz-Josefs Mutter in Weilbach. Eine erfahrene, nüchterne Frau, die bereits schwere Verluste getragen hat und ihren Sohn mit wachem Blick begleitet.

FRANCOIS ROHMER – Bruder von Barbara und Magdalena. Sein Kriegsdienst überschattet das Leben der Schwestern im Elsass.

PHILOMÈNE ROHMER – Älteste der Rohmer-Schwestern; lebt mit ihrem Mann Antoine in Kogenheim und bleibt ihren Schwestern eng verbunden.

BRIGITTA KOCH – Eine Figur der jüngeren Generation der Familie Koch, in der sich Charakterzüge und Erfahrungen der älteren Generation auf eigene Weise fortsetzen.

GOTTFRIED KOCH (GOTTFRIED I) – Eine Figur der jüngeren Generation der Familie Koch. Sein Name wird für die Familiengeschichte über den Roman hinaus besondere Bedeutung gewinnen.

KRIEG, GEWISSEN UND ZEITGESCHICHTE

LEUTNANT FRANZ FRIEDRICH HUGO WILHELM MICHAEL VON WANTOCH-REKOWSKI – Junger preußischer Offizier aus einem kaschubisch-pommerschen Adelsgeschlecht. Seine Geschichte bildet einen zweiten Blick auf Krieg, Pflicht, Schuld und Erinnerung.

FERDINAND DÜTS – Vierundzwanzigjähriger Soldat aus Husum, der vor dem Krieg auf einem Weingut im Ruwertal gearbeitet hat. Sein Schicksal verbindet mehrere Handlungsstränge des Romans.

PFARRER EBELSTEIN – Geistlicher in Weilbach und wichtiger Gesprächspartner Franz-Josefs. Er begegnet technischem Fortschritt nicht mit Ablehnung, sondern mit Fragen nach Verantwortung und dem Preis des Neuen.

ABBÉ GERBER – Geistlicher in Ebersmünster; den Rohmer-Schwestern in den schweren Monaten des Krieges menschlich und praktisch verbunden.

PFARRER HANZ – Nachfolger Ebelsteins in Weilbach. Jung, tatkräftig und entschlossen treibt er den Neubau der Kirche voran; zugleich erlebt er mit Franz-Josef und Barbara, dass Pläne und Überzeugungen sich immer am konkreten Menschen bewähren müssen.

PFARRER JOHANN GERSBACH – Späterer Weilbacher Pfarrer, ehemaliger Militärpfarrer und eine furchtlose Stimme während der französischen Besatzungszeit. Er begleitet Franz-Josef und Barbara auch in ihren letzten Lebensjahren und steht für Gewissen, Standhaftigkeit und menschliche Nähe.

DIREKTOR ELBER – Direktor des Kurbades Bad Weilbach. Unter seiner Leitung wird das Kurhaus während des Krieges teilweise zum Lazarett.

LOUISE SANDERSON – In England geborene Frau mit schottischen Familienwurzeln. Sie gehört zum späteren Lebensweg Franz von Wantoch-Rekowskis.

TEIL I

MENSCHEN KOMMEN,
MENSCHEN GEHEN

STAUB

WEILBACH, 15. AUGUST 1870

Der Krieg kam nicht mit Kanonendonner nach Weilbach. Er kam als Staub.

Weilbach war ein Dorf zwischen den Städten, aber es gehörte keiner von ihnen. Frankfurt lag im Osten, Wiesbaden im Westen, Mainz nicht weit entfernt, und doch schien die Welt hinter den Feldern zu enden. Die niedrigen Häuser drängten sich um die alte Kirche und an die Frankfurter Chaussee; hinter ihren Höfen begannen Gärten, Äcker und Obstwiesen. Im Norden hob sich das Land zum Taunus, im Süden wurde die Ebene weit und hell, als suche sie den Main.

Die Chaussee war die offene Tür des Dorfes. Über sie kamen Händler, Postkutschen, Neuigkeiten und manchmal Menschen, die blieben. Über sie zogen nun die Soldaten. Wer in Weilbach lebte, konnte sich klein und abgelegen fühlen, bis die große Geschichte beschloss, durch die Hauptstraße zu marschieren.

Er drang durch die Ritzen der Fensterläden, legte sich auf den Küchentisch, auf die Zinnbecher im Wandregal und auf die weiße Rose, die Margaretha Koch am Morgen vom Strauch

hinter dem Haus geschnitten hatte. Noch vor einer Stunde hatte die Blüte aufrecht in einem Wasserglas gestanden. Nun beugte sie sich unter dem grauen Pulver, als sei sie innerhalb eines Vormittags alt geworden.

Franz-Josef saß am Tisch und beobachtete, wie sich ein Blütenblatt löste. Es fiel lautlos auf das amtliche Schreiben, das seit dem frühen Morgen zwischen ihm und seiner Mutter lag. Der Bote hatte nicht geklopft wie sonst, hatte den Umschlag nur abgegeben, den Empfang verlangt und war weitergegangen. Seitdem schien das Papier den Tisch zu beherrschen. Franz-Josef hatte es geöffnet, einmal gelesen, ein zweites Mal langsamer und ein drittes Mal nur noch die Zeilen, in denen sein Name und das Wort Landsturm standen. Danach hatte er es wieder zusammengefaltet. Der Knick war inzwischen weich von seinen Fingern.

Draußen schepperten Räder über die Frankfurter Chaussee. Pferde schnaubten, Männer riefen einander Befehle zu, ein Fuhrknecht fluchte. Der Lärm schwoll an, wenn eine neue Kolonne das Haus erreichte, und entfernte sich dann in Richtung Wicker, ohne wirklich leiser zu werden. Seit Tagen zog das Militär nach Westen. Manchmal glaubte Franz-Josef, ganz Preußen müsse inzwischen durch Weilbach marschiert sein.

Seine Mutter nahm ein Tuch vom Haken und deckte das Brot zu.

»Jetzt ist es ohnehin zu spät«, sagte Franz-Josef.

»Für das Brot vielleicht. Für den nächsten Staub nicht.«

Margaretha strich mit der Hand über das Tuch und drückte es an den Rändern fest. Sie war vierundsechzig Jahre alt, klein und noch immer kräftiger, als ihre schmalen Schultern vermuten ließen. Seit dem Tod ihres Mannes trug sie Schwarz. Nicht nur sonntags, nicht nur zur Kirche, sondern auch beim Kartoffel-

schälen, beim Ausfegen des Hofes und an diesem heißen Augustmorgen, an dem der Stoff an ihrem Rücken klebte.

»Du könntest wenigstens so tun, als würdest du das Schreiben lesen«, sagte sie.

Franz-Josef legte zwei Finger auf das gefaltete Papier. »Ich habe es gelesen.«

»Du starrst seit einer halben Stunde auf die Rose.«

»Die Rose hat mir nichts befohlen.«

Seine Mutter schnaubte. Für einen Augenblick sah sie dabei aus wie früher, als im Haus noch zehn Menschen gegessen, geschlafen, gestritten und nach irgendeinem Kleidungsstück gesucht hatten. Damals hatte eine einzige Bemerkung genügt, und Margaretha hatte mit einem Blick vier Kinder zum Schweigen gebracht. Heute waren nur noch Franz-Josef und sie übrig. Das Haus war leerer geworden, aber nicht größer. In den Wänden steckte weiterhin die Feuchtigkeit, in den Dielen das Knarren der Schritte und in jedem Zimmer die Erinnerung an jemanden, der dort nicht mehr schlief.

Oben stand das Bett des Vaters. Margaretha hatte es nach seinem Tod nicht fortgegeben. Daneben befand sich noch immer die kleine Truhe, in der Franz seine Rasiermesser verwahrt hatte. Drei Jahre war er nun tot. Manchmal, wenn Franz-Josef die Treppe hinaufging, meinte er das Schleifen einer Klinge zu hören.

Auch Georg war tot, und Margaretha, die älteste Schwester, und die kleine Friederika, die nur einen Winter lang gelebt hatte. Die anderen waren fortgezogen oder verheiratet, besaßen eigene Küchen, eigene Sorgen und Kinder, die bei Besuchen den alten Flur wieder mit Lärm füllten. Menschen kamen, Menschen gingen. Das Haus behielt von jedem etwas zurück: einen Haken an der Wand, eine Kerbe im Tisch, einen Namen, den niemand mehr aussprach.

Franz-Josef nahm das Blütenblatt und drehte es zwischen Daumen und Zeigefinger. Unter dem Staub war es weiß geblieben.

»Sie wollen mich noch nicht«, sagte er.

»Noch nicht«, wiederholte Margaretha.

Auf dem Papier stand, dass Franz-Josef Koch dem Landsturm als Reserve zugeteilt sei. Siebenundzwanzig Jahre alt, keine militärische Ausbildung, für den gegenwärtigen Dienst offenbar nicht dringlich genug. Falls der Krieg länger dauerte, würde man auf Männer wie ihn zurückgreifen. Die Sprache war nüchtern, beinahe höflich. Gerade das machte sie bedrohlich. Kein Trommelwirbel, kein Offizier vor der Tür, kein Abschied. Nur ein Blatt Papier, das einen Menschen zunächst in Ruhe ließ und sich zugleich das Recht vorbehielt, ihn später zu holen. Franz-Josef las zwischen den Zeilen einen zweiten Bescheid, der noch nicht geschrieben war: Noch benötigen wir dich nicht. Aber wir wissen, wo du wohnst. Und wenn wir dich brauchen, wird aus deinem Leben ein Befehl.

Margaretha hatte den Umschlag am Morgen selbst entgegengenommen. Seitdem vermied sie es, ihn anzusehen. Ihr Mann war tot, mehrere Kinder hatte sie begraben, andere waren fortgezogen. Sie kannte den Unterschied zwischen Verlust und der Angst vor Verlust. Der erste hatte eine Form. Der zweite saß mit am Tisch, aß nicht, sprach nicht und nahm doch allen Platz ein.

Wieder schwoll der Lärm an. Durch die geschlossenen Läden fiel ein schmaler Lichtstreifen. Darin tanzten Staubkörner, unzählbar und ohne Ziel.

»Vielleicht ist alles vorüber, bevor sie mich brauchen«, sagte er.

»Das sagen die Männer im Wirtshaus auch.«

»Deshalb muss es nicht falsch sein.«

»Seit die Franzosen den Krieg erklärt haben, wissen die Männer im Wirtshaus genau, wann er endet, wer siegt und welche

Stadt als Nächstes fällt.« Margaretha nahm den Bescheid vom Tisch, faltete ihn kleiner und schob ihn zurück zu ihrem Sohn. »Keiner von ihnen weiß, ob sein Bier bis zum Abend reicht.«

Auf der Karte, die in der Schule hing, gab es damals noch kein Deutschland, wie spätere Generationen es kennen würden. Nördlich des Mains führte Preußen einen Bund deutscher Staaten; Bayern, Württemberg und Baden besaßen eigene Könige, Armeen und Briefmarken. Weilbach selbst war erst seit vier Jahren preußisch. Nach dem Krieg von 1866 hatte Preußen das Herzogtum Nassau geschluckt, ohne die Weilbacher zu fragen. Margaretha hatte damals gesagt, die Herren wechselten, aber der Acker bleibe derselbe.

Nun marschierten preußische und süddeutsche Soldaten gemeinsam gegen Frankreich. In den Zeitungen hieß es, der französische Kaiser Napoleon III. habe den Krieg erklärt. Das stimmte. Doch vor der Erklärung hatte der preußische Ministerpräsident Bismarck eine höfliche Nachricht aus Bad Ems so gekürzt und zugespitzt, dass sie in Paris wie eine Beleidigung und in Berlin wie eine französische Anmaßung klang. Aus Sätzen waren Waffen geworden, noch bevor das erste Gewehr abgefeuert wurde.

Franz-Josef kannte die diplomatischen Einzelheiten nicht. Er wusste nur, dass Männer, die einander nie gesehen hatten, nun behaupteten, ihre Ehre könne einzig durch den Tod anderer Männer gerettet werden. Wenn Staaten sich gekränkt fühlten, dachte er, mussten Bauern und Handwerker dafür bluten.

Franz-Josef lächelte. »Dann gehe ich besser nicht hin und widerspreche ihnen.«

»Du widersprichst doch jedem.«

»Nur, wenn es nötig ist.«

»Für dich ist es immer nötig.«

Ein dumpfer Schlag ließ die Scheiben zittern. Unmittelbar vor dem Haus war ein Wagenrad in eine Vertiefung geraten. Ein Pferd wieherte. Dann ertönte ein Schrei, kurz und scharf, und Franz-Josef stand auf.

»Bleib hier«, sagte seine Mutter.

Er hatte die Tür schon geöffnet.

Die Hitze traf ihn wie die Luft aus einem Backofen. Auf der Chaussee schob sich eine Kolonne aus Menschen, Pferden und Fuhrwerken vorbei. Die Straße war nur noch als hellbraune Bewegung zu erkennen. Soldaten gingen zu beiden Seiten der Wagen, Gewehre auf den Schultern, Tornister auf dem Rücken. Manche sangen. Andere hielten den Kopf gesenkt und setzten einen Fuß vor den anderen, als hätten sie jedes Interesse an ihrem Ziel verloren.

Vor dem Haus stand ein Munitionswagen schief. Das linke Hinterrad steckte in einem ausgefahrenen Loch. Zwei Männer stemmten die Schultern dagegen, während der Fuhrknecht auf die Pferde einschlug.

»Hör auf damit!«, rief Franz-Josef.

Der Mann drehte sich um. Unter seiner Mütze lief der Schweiß über ein gerötetes Gesicht. »Was?«

»Die Pferde können das Loch nicht wegziehen.«

»Dann komm und schieb, wenn du es besser weißt.«

Franz-Josef trat auf die Straße. Der Staub setzte sich sofort in seinen Haaren fest. Gemeinsam mit zwei Soldaten fasste er unter die Ladefläche. Auf ein Kommando drückten sie nach oben, die Pferde zogen an, und das Rad sprang aus der Vertiefung. Der Wagen rollte weiter. Keiner bedankte sich.

Einer der jungen Soldaten blieb stehen. Er konnte kaum zwanzig sein. Sein Gesicht war so grau wie die Straße, nur unter den Augen glänzte die Haut feucht.